# Den Schrecken des Kalten Krieges im Nacken

*Der Troposphärenfunk-Bunker bei Rostock als öffentliches Museum*

Von Frank Schlösser*

**In der Nähe von Rostock ist ein ehemaliger Funkbunker der DDR in ein Museum umgewandelt worden. Hier hätte im Falle eines atomaren Angriffs die Funk-Kommunikation zwischen den Mitgliedern des Warschaupakts sichergestellt werden sollen. Der Besuch lässt Erinnerungen an den Kalten Krieg lebendig werden.**

Früher, als die atomare Bedrohung eine Realität war, konnte man die Zahlen der Sprengköpfe in der Zeitung lesen, SS-20 hier, Cruise Missiles da. Heute zeigt Götz Thomas Wenzel auf einen Aluminiumstreifen in der Tür zum Troposphärenfunk-Bunker 302. Die Detonation eines Atomsprengkopfes hätte einen Feuerball von 1700 Grad Hitze über dieses flache Land geschickt. Das Flüsschen in der Nähe, die Trebel, wäre verdampft. Das gleichnamige, naturgeschützte Tal wäre verbrannt. Die Stahltür dieses Bunkers wäre zugeschmolzen, wenn es diesen Aluminiumstreifen nicht gäbe. Er wäre bei diesen Temperaturen sofort verdampft, das Aluminiumoxyd hätte als Trennmittel zwischen Tür und Zarge dafür gesorgt, dass diese Tür am Ende eines langen Ganges tief unter der Erde auch nach dem Atomschlag zu öffnen gewesen wäre.

### Überleben für vier Wochen

So erklärt es die Lautsprecherstimme den Besuchern im Troposphärenfunk-Bunker 302, der gleich neben der Autobahn 20 in Eichenthal östlich von Rostock liegt, zwischen den Abfahrten von Bad Sülze und Tribsees. Nach fünf Jahren Bauzeit und einer Testphase war der Bunker 1987 von der Nationalen Volksarmee (NVA) der DDR in Betrieb genommen worden. Am 2. Oktober 1990 wurde er ausser Betrieb gesetzt und ging in den Besitz der Bundesrepublik über. 1992 zog sich auch die Bundeswehr zurück.

Ohne es recht zu merken, passiert die Gruppe das Schleusensystem aus fünf dicken Bunkertüren, die früher niemals alle gleichzeitig geöffnet werden durften. Hier unten hätte eine Spezialeinheit den Atomschlag für mindestens vier Wochen überleben und Nachrichten übermitteln sollen, damit die Armeen des Warschaupaktes den Gegenschlag führen konnten. Ein Prototyp dieses Bunkers sei in der Wüste von Kasachstan der Detonation einer 20-fachen Hiroshima-Bombe in 600 Meter Entfernung ausgesetzt worden, sagt Götz Thomas Wenzel, der Museumsdirektor. Angeblich habe er standgehalten. Im Juni 2005, als der humorvolle Mittvierziger das Grundstück kaufte, gehörte es bereits dem Land Mecklenburg-Vorpommern.

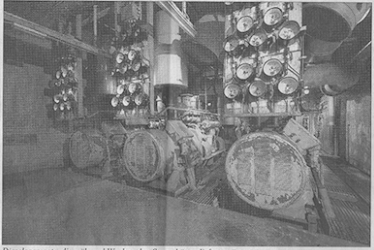
An diesem authentischen Ort wollte Götz Thomas Wenzel sein «Museum der dramatischen Art» errichten. Die untere Etage des Bunkers stand damals zwei Meter unter Wasser, und alle, die eine Ahnung von solchen Bauwerken hatten, winkten ab. Aber Wenzel stieg mit einer Taucherausrüstung ins untere Bunkergeschoss. Er stellte fest, dass die Ventile der Wasserreservetanks abgeschlagen waren – mit einem Fassungsvermögen von 840 Kubikmetern. Mit der Flutung hatten Diebe ihre Plünderung vertuschen wollen. Götz Thomas Wenzel fand eine Pumpe, die sich instand setzen liess.

### Technik unter Tage

Sieben Monate später gab es im Bunker nur noch Pfützen, nach drei weiteren Monaten waren Wände und Böden vollständig abgetrocknet. Die Handwerksbetriebe der Region halfen uneigennützig, lieferten Material, investierten Arbeitszeit und vergassen danach, die Rechnung zu schreiben. Auch die ehemalige Bunkerbesatzung legte Hand an.

Zu dieser Zeit kam auch Manuela Friedrichs zu ihm, die junge Frau, die gerade mit selbstbewusster Stimme die Besuchergruppen durch den Bunker kommandiert. Auf sie hätte in dieser Gegend nur ein Leben als Hausfrau gewartet, sagt sie. Heute lebt sie bei Wenzel in einer der flachen Bauten, die zum «militärischen Sonderobjekt» gehörten. Im Sommer 2006 eröffneten die beiden den Bunker für das Publikum. Sie wollen das Grundstück zu einer Stätte ausbauen, in der man Geschichte erleben kann. Die Antennenträger sollen wieder aufgestellt, Übernachtungsmöglichkeiten sollten geschaffen werden.

Nach einer Dreiviertelstunde hat die Besuchergruppe die 35 Prozent des Bunkers gesehen, die zugänglich gemacht wurden. Sie haben die Klima-Aggregate besucht, die dafür sorgten, dass die Temperatur nicht über 30 Grad stieg, sie sahen die drei Schiffsdiesel, die innerhalb von vier Wochen 37 000 Liter Kraftstoff zu Elektrizität umwandeln konnten, ebenso die Schaltschränke, in denen die geheimen Informationen automatisch verschlüsselt wurden. Die Lautsprecher sind gut verborgen. Aus ihnen dringen Erläuterungen, Ventilatoren- und Motorenlärm, Befehle mit sächsischem Akzent, russische Funksprüche, Besteckklappern, das Brummen der Trafos und das



*Dieselaggregate, die während Wochen den Strom hätten liefern müssen.* GÖTZ THOMAS WENZEL

Klicken der Relais in den Schaltschränken. Zusammen mit den Leuchtdioden im schummrigen Licht der Notbeleuchtung und etwas Shownebel an den Kühlmaschinen schleicht sich bei den Besuchern der Kalte Krieg wieder ein.

### Funken im nuklearen Chaos

Aber der Bunker funktioniert auch über den Intellekt: Die Besucher lernen, dass die teilchenreiche Troposphäre die Funkwellen im Gigahertzbereich reflektiert und verstärkt. Zielt man mit den Hornstrahler-Antennen auf die Troposphäre, wird die Erdkrümmung überwunden, und der Empfänger in rund 300 Kilometer Entfernung empfängt ein 16-fach verstärktes Funksignal. Wenn Atombomben fallen, saugen die Explosionen Asche und Staub in die Troposphäre. Das vervielfacht den Wirkungsgrad noch einmal. Es sind keine 20 Jahre her, dass jemand glaubte, man könne die atomare Schlacht in Europa nicht nur im Bunker überleben, sondern auch gewinnen. Die Bunkerbesatzung sollte nach einem Atomschlag Nachrichten übermitteln – per Troposphärenfunk an weitere 25 gleichartige Bunker, fein verteilt als strategisches Troposphären-Nachrichtensystem in den Ländern des Warschaupaktes.

An der zentralen Treppe im Bunker hängt eine Wandzeitung mit einer Seite aus der «Jungen Welt», der damals auflagenstärksten Tageszeitung der DDR. Als diese Zeitung erschien, war der Bunker noch im Bau. Bei vielen Besuchern bleibt es – angesichts eines steifen Porträts des damaligen Genossen Generalsekretärs der KPdSU – bei einem Schmunzeln. Doch manche werden auch nachdenklich. Wieso hat man sich in den vergangenen Jahren daran gewöhnt, die Nato im Nachhinein nicht mehr als imperialistischen Aggressor, sondern als Schutzmacht vor den Angriffen des Warschaupaktes zu akzeptieren? Inzwischen kommen Besucher aus den USA, Grossbritannien und Russland, um den Bunker zu sehen. Sie alle eint die Erleichterung darüber, dass der Kalte Krieg vorbei ist. Doch ein paar Fragen sind noch offen. Sie werden auch hier nicht beantwortet. Aber es wird an sie erinnert, ohne ostalgische Symbolik zu strapazieren, dafür mit viel Magengrummeln und etwas Angst vor dem, was sich im Dunkel verbergen könnte.

### Spiel mit Klischees und Emotionen

Natürlich war der Bunker in der Wirklichkeit des Kalten Krieges nicht dunkel, sondern mit Neonröhren hell ausgeleuchtet. Doch Götz Thomas Wenzel kennt die Erwartungshaltung seiner Besucher: «Die Leute bringen das Klischee mit, dass es im Bunker dunkel ist. Ich wäre ein Depp, wenn ich Ihnen das kaputtmachen würde.» Er will, dass eine Erinnerung hängen bleibt, dass sie es herumerzählen. Dazu muss er Emotionen wecken, die ein Computer-Strategiespiel über den Krieg in Europa nicht bieten kann. Um den Vorteil dieses authentischen Ortes, dieses Hier-ist-alles-echt-Gefühls, noch zu verstärken, hat er ein grandioses Finale inszeniert: den Atomschlag.

Bevor die Gruppe in den Raum des Bunkerdispatchers geht, fragt Manuela Friedrichs die Besucher ab: Schwangerschaften? Epilepsie? Hörgeräte? Dann verkündet die Stimme des Kommandanten mit sächsischem Akzent, dass Atomsprengköpfe unterwegs seien nach Rostock und Stralsund. «Druckwelle von der Sache her in drei Minuten.» Warntöne, aufgeregte russische Funksprüche, auf den Monitoren starten Raketen. Dann zählt eine Stimme den Countdown – auf Russisch. Der Knall hallt durch die Räume. Das Licht flackert. Die Druckwelle. Stille. Dann klingelt ein Telefon. Alles nicht echt. Nochmal Glück gehabt.

Draussen wartet eine neue Besuchergruppe auf die nächste Führung. In einem kleinen Kino sehen die Leute die Lehr- und Propagandafilme aus dem Filmstudio der NVA und studieren die Original-Informationstafeln für die Grundausbildung. Dort steht, dass man das Holz des Unterstandes weiss streichen solle. Die Farbe reflektiert die Hitzestrahlung der Atombombe besser.

* Der Autor ist freier Journalist in Rostock.

# Kultur unter der Vorherrschaft der Ökonomie

*Präludium zu einem Weltkulturforum in Dresden*

**Die kulturellen Grundlagen der westlichen Gesellschaften und ihre Gefährdung sind Gegenstand einer dreitägigen Konferenz in Dresden gewesen. Vertreter aus Wirtschaft, Politik und Kultur wollten damit auf die Bedrohung kultureller Werte durch die Vorherrschaft der Ökonomie in der globalisierten Welt aufmerksam machen.**

*pasw. Dresden, 25. November*

Seit Jahren bemüht sich in Dresden das «Forum Tiberius» darum, Wirtschaft und Kultur in einer Art Salon zueinanderzubringen. Sächsische Unternehmer, die nicht nur mit Geschäftsbilanzen öffentlich in Erscheinung treten wollen, haben hier ihren Platz gefunden. Sie sponsern junge Musiker mit dem Klavierwettbewerb Anton G. Rubinstein oder dem Sängerwettbewerb «Competizione dell' Opera». Aus diesem Engagement heraus wollen sie nun einen grossen Schritt weitergehen und ein Weltkulturforum etablieren, eine regelmässig stattfindende Diskussionsveranstaltung mit internationaler Strahlkraft, vergleichbar dem Weltwirtschaftsforum in Davos. Die Veranstaltung soll Massstäbe setzen für die Rückbesinnung auf kulturelle Werte der westlichen Welt.

### Kultur-Dialog in der Autofabrik

Angesichts einer zunehmenden Ökonomisierung der Gesellschaft sei es an der Zeit, einen ganzheitlichen Kulturbegriff zu etablieren, meint Hans-Joachim Frey, der frühere Operndirektor an der Dresdner Semperoper und jetzige Bremer Theaterintendant. Er befürchtet, dass die Bedeutung kultureller Werte hinter ökonomischen Interessen verschwinden könnte, mit katastrophalen Auswirkungen auf das staatliche und gesellschaftliche Zusammenleben. Die Aufsplittung eines Gefüges, das einst die Stärke des christlichen Abendlandes ausmachte, in lauter wirtschaftlich relevante Einzelinteressen sei in ihrem Gefahrenpotenzial durchaus mit den ökologischen Bedrohungen vergleichbar. «Wirtschaft ist Teil der Kultur, aber nicht der hauptsächlich prägende. Es gilt, den Sinn für die Proportionen wiederzugewinnen.»

Am Tagungsort, der «Gläsernen Manufaktur» von VW in Dresden, musste sich dieses Unterfangen gleich in der Realität behaupten. Denn der kulturelle Dialog fand mitten in der laufenden Produktion statt. Während man sich über den Umfang des Kulturbegriffs unterhielt, schritten weissgekleidete Monteure hinter der riesigen Glasfront zur Endfertigung des «Phaeton». Transportschlitten mit Fahrzeugteilen krachten durch Türen und fuhren mit dem Aufzug zur nächsten Fertigungsebene, derweil der Vertreter des Bundesbeauftragten für Kultur und Medien über das Wachstumspotenzial der Kultur- und Kreativitätswirtschaft sinnierte. Die Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Lebenswirklichkeiten war damit schon einmal eindrucksvoll dokumentiert. Die Frage nach der Gleichrangigkeit erhielt ebenfalls eine schnelle Antwort.

Kultur ist alles, was nicht Natur ist. Diese Definition schwebte in dem kathedralenähnlichen Raum, und niemand mochte ihr widersprechen. Worüber hätte man sonst auch drei Tage lang reden sollen? Dass sich in Deutschland nur acht Prozent der Bevölkerung für klassische Kulturangebote interessieren, ist hinlänglich bekannt, und es ist oft genug innerhalb der Kulturelite beklagt worden. «Kunst ist Kunst, Kultur aber verbindet sich mit vielem», formulierte der Sozialwissenschafter Meinhard Miegel, der zusammen mit dem ehemaligen sächsischen Ministerpräsidenten Kurt Biedenkopf im Wesentlichen die Diskussionsgrundlage für das Weltkulturforum erarbeitet hatte. Von der politischen über die Unternehmens- bis hin zur Esskultur sei der Begriff zwar ständig präsent, aber in seinem Wesensgehalt nicht ausreichend beachtet.

### Paradigmenwechsel

Die ganzheitliche Bedeutung von Kultur als Basis menschlichen und gesellschaftlichen Handelns sei durch einen Paradigmenwechsel ins Hintertreffen geraten, meinte auch der ehemalige Banquier und Präsident des sächsischen Kultursenats, Bernhard Freiherr von Löffelholz. Ob das früher anders war, darüber liesse sich trefflich streiten; denn alle historischen Epochen hatten ihre spezifischen kulturphilosophischen Schwerpunkte: das Mittelalter die Religion, die Renaissance Kultur und Wissenschaft, die Aufklärung die Politik bis hin zu den pervertierten Formen in Nationalsozialismus und Kommunismus. Heute, und im Zuge der Globalisierung noch einmal verstärkt, hat sich die Wirtschaft in den Vordergrund geschoben. Der bestimmende Faktor für die Kultur des Abendlandes habe damit zwar zu unendlichem Reichtum und einer ständig steigenden Lebenserwartung geführt, die weniger entwickelten Staaten als nachahmenswert erschienen, meinte der Sozialwissenschafter Miegel. Doch gleichzeitig zerstöre diese Kultur ihre physischen und biologischen Grundlagen. Der nächste Paradigmenwechsel sei demzufolge bestimmt durch den Klimawandel und die globale Diskussion über den Verbrauch von natürlichen Ressourcen in Verbindung mit den demografischen Problemen der westlichen Länder.

Für beide Entwicklungen machte Miegel die «Kultur unbedingter Individualisierung» als Triebfeder verantwortlich. Sie hat seiner Meinung nach die Entsolidarisierung in der Gesellschaft vorangetrieben, das Vertrauen der Menschen zueinander in Misstrauen verwandelt. Die unnachgiebige Durchsetzung von Einzelinteressen in der Gesellschaft auf Kosten anderer und die Unsicherheit gegenüber der Nachhaltigkeit menschlicher Beziehungen ist demnach nicht nur für Umweltzerstörung, sondern auch für selbstgewählte Kinderlosigkeit verantwortlich.

Was für die individuellen und gesellschaftlichen Beziehungen gilt, drückt sich offenbar auch im Städtebau aus. Der Münchner Architekt Stephan Braunfels beklagte die Zerstörung des öffentlichen Raumes durch die Architektur unserer Zeit. «Die Städte versuchen, sich durch die Ansammlung architektonisch spektakulärer Solitäre zu übertrumpfen, dabei ist der Raum zwischen den Gebäuden wichtiger als das einzelne Gebäude.» Orte der Begegnung zu schaffen statt Rückzugsräume, wäre mithin die Forderung an den Städtebau.

### Verständigung zwischen den Kulturen

Räume für die Begegnung und Verständigung zwischen unterschiedlichen Kulturen zu schaffen, ist das Fernziel des geplanten Weltkulturforums. Fast spürte man ein wenig Angst der Organisatoren vor der eigenen Courage. Denn bevor man sich 2010 diesem grossen Thema widmen will, soll im kommenden Jahr ein weiteres Präludium zur Standortbestimmung der europäischen Kultur stattfinden. Dabei wurde bereits bei dieser ersten Annäherung deutlich, dass die Rückbesinnung auf die eigene kulturelle Identität wesentlich aus der Auseinandersetzung mit fremden Kulturen gespeist wird.

Ein unverkennbarer Vorteil dieses Dresdner Forums war die Weigerung, sich in Untergangsszenarien zu ergehen. Zwar wurden sie durchaus mit kräftigen Worten beschrieben. Vom drohenden Kollaps unserer Kultur unter dem Primat der Gewinnmaximierung, von der Gefährdung der Demokratie durch die Globalisierung war da die Rede. Doch am Ende stand die Erkenntnis, vom Vorsitzenden der Altana-Kulturstiftung, Nikolaus Schweickart, formuliert, dass die westlichen Gesellschaften sich diesen Szenarien mit Innovationsbereitschaft und Kreativität entgegenstemmen können und müssen.